

NIEMEYER **KRIMI**

JÖRG BÖHM



UND DIE **SCHULD**
TRÄGT DEINEN
NAMEN

KRIMINALROMAN

CW Niemeyer **N**



Foto: Beate Zoellner

Der Journalist **Jörg Böhm** (*1979) war nach seinem Studium der Journalistik, Soziologie und Philosophie unter anderem Chef vom Dienst der Allgemeinen Zeitung in Windhoek/Namibia. Danach arbeitete Jörg Böhm als Kommunikationsexperte und Pressesprecher für verschiedene große deutsche Unternehmen. Seit 2014 widmet er sich nur noch seinen schriftstellerischen Tätigkeiten. Neben dem 1. Kreuzfahrtkrimi „Moffenkind“, den er exklusiv in Kooperation mit der Reederei AIDA Cruises geschrieben hat, sind mittlerweile drei Krimis um seine dänisch-stämmige Kriminalhauptkommissarin Emma Hansen erschienen. Aktuell schreibt er an seinem vierten Emma-Hansen-Krimi, der im März 2017 erscheinen wird. Als bester Nachwuchsautor wurde er für seinen ersten Krimi „Und nie sollst du vergessen sein“ mit dem Krimi-Award „Black Hat“ ausgezeichnet.

Mehr über Jörg Böhm und seine Aktivitäten erfahren Sie unter joergboehm.com

Jörg Böhm
Und die Schuld trägt deinen Namen

*Im Verlag CW Niemeyer sind bereits
folgende Bücher des Autors erschienen:*

Moffenkind

Und nie sollst du vergessen sein

Und ich bringe dir den Tod

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet abrufbar über <http://dnb.ddb.de>

© 2016 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln

www.niemeyer-buch.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Carsten Riethmüller

Der Umschlag verwendet Motiv(e) von 123rf.com

Druck und Bindung: Nørhaven, Viborg

Printed in Denmark

ISBN 978-3-8271-9447-3

Jörg Böhm

Und die
Schuld trägt
deinen Namen

CW Niemeyer *N*

Der Roman spielt hauptsächlich in bekannten Regionen, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Sämtliche Handlungen und Charaktere sind frei erfunden.

Meinem Mann Boris Henn

—

in Liebe

„Die wahre Liebe verausgabt sich nie. Je mehr du gibst, desto mehr verbleibt dir.“

Antoine de Saint-Exupéry

Sonntag, 8. Dezember 2013

Als er in seinen Weinkeller hinabstieg, wusste Günther Rabold noch nicht, dass er in wenigen Minuten sterben würde. Und doch war es eine unbestimmte Vorahnung, die ihn innerlich so bewegte. Es war dieser zeitlich kaum erfassbare Moment, in dem das eigene Leben wie im Schnelldurchlauf an einem vorüberzog und in dem man sich noch einmal fragte, ob alle Entscheidungen, die man getroffen hatte, auch wirklich richtig gewesen waren.

War es wirklich sinnvoll gewesen, sich gegen eine Lehre als Bäcker und für ein Leben als Winzer zu entscheiden? Hatte er damals wirklich richtig gehandelt, als er noch mal von vorne angefangen und das alte, heruntergekommene Weingut gekauft hatte, um es eigenhändig und mit viel Liebe zum Detail zu renovieren? Und war er wirklich glücklich mit der Frau, die nun seit mehr als 45 Jahren das Leben mit ihm teilte und neben der er jeden Abend einschlief?

Eigentlich hätte er dies alles mit Ja beantworten können. Wenn er damals nicht eine große Schuld auf sich geladen hätte.

Eine Schuld, die ihn auffraß, die ihn zu einem Gefangenen seines eigenen Lebens machte.

Eine Schuld, die ihn von Jahr zu Jahr mehr zerstörte.
Und die ihn nun töten würde.

Dabei hatte der Tag für Günther Rabold ganz normal angefangen. Er hatte die gesamte Helligkeit des Wintertages ausgenutzt und im Weinberg gearbeitet.

So war er durch jede Reihe seines Weinbergs gegangen und hatte dort, wo es nötig gewesen war, Reben nachgeschnitten, verfaulte Weinstöcke ausgegraben, die er im Frühjahr durch neue ersetzen würde, und die kleinen braunfarbigen Pheromonspender, die Schädlinge von seinen Reben fernhalten sollten, ausgetauscht. Er hatte sich auch die Drahthalterungen angesehen und jene erneuert, die durch die schweren Reben verbogen worden waren. Müde und erschöpft, aber auch zufrieden ob der getanen Arbeit, hatte er sich dann auf den Heimweg gemacht, als die Dämmerung längst eingesetzt und alles verschluckt hatte, was ihr keinen Widerstand bot.

Nun lag tiefe Dunkelheit über dem Ort und seinem Weingut. Das Haus war hell erleuchtet. In der Küche sah er, wie sich der Schatten seiner Frau hin- und herbewegte. Im angrenzenden Wohnzimmer lief der Fernseher und im Esszimmer brannte auf dem großen Tisch eine Kerze munter vor sich hin. Er hatte einen Bärenhunger, doch er wollte noch schnell in seinen Weinkeller und nach seinen Schätzen schauen, ehe er sich an den gedeckten Tisch setzte.

Bei der Gelegenheit kann ich ja auch gleich einen guten Tropfen mitbringen, da wird sich Eva sicher freuen, dachte er und schloss das Eichentor der Scheune auf, in der sich der Eingang zu seinem Weinkeller befand. Die Scheune war erfüllt vom rauchigen Duft der Barriquefässer, den er bereits als kleiner Junge als Prädikat ausgezeichnete Weine kennen- und liebgelernt hatte.

Schon sein Urgroßvater hatte seinen Lebensunterhalt als Winzer verdient. Eine Tradition, die er nun fortführte, die aber auch mit ihm enden würde, da es ihm, im Gegensatz zu seinen kinderreichen Geschwistern,

Onkeln und Tanten, nicht vergönnt gewesen war, eigenen Nachwuchs zu haben. Er blieb für einen kurzen Augenblick im Halbdunkel stehen und atmete tief ein. Ein letztes Mal klopfte er sich seine Stiefel ab, zog sich seinen Anorak zurecht und fuhr sich mit der linken Hand durchs Haar, ehe er die Tür zum Weinkeller aufschloss.

Ein modrig-wohliger Geruch von Holz, Vanille und Mandarine empfing ihn, als er die Tür öffnete.

Mein Zuhause. Hier will ich sterben, sollte meine letzte Stunde geschlagen haben, dachte er und lächelte, während er die Kerze und die Streichholzschachtel vom Regal nahm, das Streichholz mit einem kräftigen Schwung über die Zündfläche zog und dann die Kerze anzündete. Er stockte kurz, als er sah, dass sie bereits zu einem kaum mehr vorhandenen Stumpen heruntergebrannt war.

Mensch Eva, du wolltest doch die Kerze austauschen, ärgerte er sich über seine Frau, um sich im nächsten Augenblick daran zu erinnern, dass der Weinkeller ja eigentlich seine Sache war und er sowieso nur kurz nach seinen Lieblingen schauen und eine Flasche Wein aus dem Keller holen wollte. So ließ er auch die Taschenlampe auf dem Regal stehen.

Noch bevor er die erste Stufe der Treppe betreten hatte, drückte er den Schalter der Deckenlampe. Das Gewölbe unter ihm war in ein warmes, einladendes Licht getaucht.

Er war schon zur Hälfte hinabgestiegen, als er plötzlich jemanden hinter sich wühlte. Er drehte sich ruckartig um. Auf der Schwelle zum Gewölbekeller stand Ben, sein irischer Setter, und schaute ihn mitleidig an. Zumindest war es ein Hauch von Mitgefühl, das Günther Rabold meinte, in den Augen seines treuen Gefährten gesehen zu haben.

„Ben, es ist alles okay. Ich komm ja gleich. Du weißt doch, das hier ist nichts für Hunde.“ Er war mittlerweile die Stufen wieder hochgegangen, beugte sich über seinen Hund und kraulte ihm den Nacken. „Lauf schon mal vor, gleich gibt’s was zu fressen“, sagte er, ehe er den Vierbeiner mit einem leichten Klaps auf die Hinterläufe davonschickte.

Für einen kurzen Moment sah er ihm hinterher, dann lehnte er die Tür des Weinkellers hinter sich an und stieg erneut die Treppenstufen hinunter.

Unten angekommen stellte er zuerst die Kerze auf den Boden, um für einen kurzen Augenblick innezuhalten. Das Gewölbe war niedrig und trotzdem hatte man bei Weitem nicht das Gefühl, eingengt oder gar erdrückt zu werden. Die Luft war mit Gärstoffen, Aromen und einer gewissen Feuchte erfüllt, dafür war es im Raum nahezu still, als habe jemand die Pausentaste vom hektischen Treiben außerhalb des Weinkellers gedrückt.

Es waren diese alten Steinmauern, die in sich ruhenden Fässer und das wärmende Licht der indirekten Wandleuchten, die ihn tief in seinem Innersten so berührten. So muss sich Glück anfühlen, dachte er, während er an den Fässern vorbei zu seinen Weinregalen ging und Flasche für Flasche umdrehte. Es war ein wichtiges Ritual, das er jeden dritten Tag vollführte und das seinem Wein – so sagten es zumindest die Weinkenner unter seinen Kunden – eine ganze besondere Note verlieh. Nachdem er fertig war, nahm er den großen Besen, den er hinter dem letzten Fass gegen die Wand gestellt hatte, und kehrte den feinen Staub zusammen, der seit seinem letzten Gang durch den Keller von der Sandsteindecke heruntergerieselt war.

Von Minute zu Minute wurde die Luft dünner. Er atmete schwer. Aus den Augenwinkeln sah er bereits,

wie die Flamme der Kerze im Kampf zwischen Sauerstoff und Kohlendioxid um ihr Leben tanzte. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit, ermahnte er sich, seine Kehrarbeiten zu beschleunigen und sich dann mit einer Flasche Rotwein auf den Rückweg zu machen.

Er beeilte sich, den Staub zusammenzutragen, als plötzlich etwas die Stille unterbrach. Hatte da eben Ben gebellt?

Er hielt kurz inne, aber er vernahm keinen Laut. Er wollte gerade das Kehrblech holen, als er wieder ein Geräusch vernahm. Doch ehe er registrierte, was es war, ging plötzlich das Licht der Decken- und Wandleuchter aus.

„Hey, ist da jemand?“, rief er und drehte sich in Richtung Ausgang. Die Tür war ins Schloss gefallen. Hatte der Hund sie vielleicht versehentlich zuge-drückt? Langsam und schwer atmend stieg Rabold die steile Treppe hoch. Er war fast an der Tür angekommen, als diese sich plötzlich wie von alleine wieder öffnete. Rabold wollte eben die letzten Stufen hochsteigen, als unvermittelt eine Gestalt im Türrahmen auftauchte. Noch ehe der Winzer erkennen konnte, wer es war, spürte er einen kräftigen Tritt gegen den Brustkorb. Er verlor das Gleichgewicht, stürzte die steile Treppe hinab und schlug auf dem steinigen Boden auf. Rabold krümmte sich vor Schmerzen. Bei dem Sturz musste er sich das Bein verletzt haben, denn er konnte es nicht mehr bewegen. Minutenlang versuchte er, sich irgendwie an der Treppe hochzuziehen, doch seine Kraft reichte nicht aus und durch die starken Schmerzen verlor er das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, wusste er nicht, wie lange er schon auf dem kalten Steinboden des Weinkellers gelegen hatte. Er blickte nach oben und sah die Gestalt immer noch im

Türrahmen stehen. Sie schien ihn die ganze Zeit beobachtet zu haben. Er wollte laut um Hilfe rufen, doch seine Stimme versagte. Seine Frau hätte ihn sowieso nicht gehört, denn die Scheune lag zu weit entfernt vom Wohnhaus und der Keller war zu tief. Er wusste, dass er in der Falle saß.

Er hörte noch, wie der Schlüssel der Eichentür zweimal umgedreht wurde, ehe ihm das Kohlendioxid langsam die Sinne raubte. Noch einmal rappelte er sich hoch und versuchte, zur Treppe zu gelangen, doch die schwindende Kraft seines Körpers ließ ihn wieder zu Boden stürzen. Er röchelte. Mit letzter Kraft robbte er sich auf die erste Stufe, als er erneut das Bewusstsein verlor.

Vergebung – das war das Letzte, was er dachte, als das Flackern der Kerze erlosch.

7 Wochen später

Sonntagabend, 26. Januar 2014

Auf den Feldern rechts und links der Straße lag Reif, der die aufgewühlte Erde durch seinen eisigen Glanz unwirklich und abweisend aussehen ließ, als Emma Hansen ihren schwarzen Mini von Freinsheim über die A 650 nach Ludwigshafen lenkte. Es war ihr täglicher Weg ins Kommissariat, der sie bereits seit nun schon gut vier Jahren in die Industriestadt führte.

Doch heute nahm sie nicht die Ausfahrt Zentrum/Walzmühle, sondern fuhr die Bundesstraße 37, in die die Autobahn nahtlos überging, einfach weiter. Über die Konrad-Adenauer-Brücke überquerte sie den Rhein nach Mannheim, vorbei am Schlossgarten, und fuhr in südöstlicher Richtung weiter auf der Bundesstraße. Sie folgte der Hauptstraße links in die Möhlstraße, um kurz hinter dem Europaplatz in die Theodor-Heuss-Anlage abzubiegen. Nach weiteren gut zwei Kilometern hatte sie ihr Ziel endlich erreicht: den City-Airport Mannheim.

Seit knapp einem Jahr verbrachte sie hier nun ihre Sonntagabende. Nahezu genauso lange, wie es nun auch schon das Tanzstudio „Flying Tango“ gab, das nach der Insolvenz des Flughafens und den dadurch eingestellten Flugbetrieb hier eröffnet hatte. Die Stadt Mannheim, so wusste sie aus den unzähligen Zeitungsberichten, hatte eigens ein finanziell großzügiges Wirtschaftsentwicklungsprogramm für kleinere Unternehmen aufgelegt, um das Flugplatzgelände inmitten der Stadt nicht verkommen zu lassen. Nun hatten

sich neben dem Tanzstudio und verschiedenen Restaurants auch erste Geschäfte und kleinere Betriebe angesiedelt.

Sosehr Emma die heißen Rhythmen von Salsa und Merengue, die erotische Faszination des Tangos oder die schwungvolle Samba auch liebte, die nun vor ihr liegenden zwei energiegeladenen Stunden bedeuteten für sie die größte Herausforderung seit Langem.

Es war gerade einmal einen guten Monat her, dass sie ihren Vater Knut hatte zu Grabe tragen müssen. Wie gerne hätte sie alles das, was zwischen ihnen gestanden hatte, noch einmal mit ihm besprochen. Sich mit ihm versöhnt oder zumindest noch einmal kurz mit ihm gesprochen. Doch ihr größter Wunsch war ihr nicht erfüllt worden.

Sie hatte noch im Waldshuter Krankenhaus gelegen, als Luciana, die Freundin ihres Vaters, Emma auf ihrem Handy angerufen hatte. Emma war in der Klinik behandelt worden, nachdem sie über ein Jahr zuvor im November 2012 bei der Suche nach ihrer verschwundenen Ferienfreundin Charlotte in Nöggenschwiel fast ums Leben gekommen wäre. Sie hatte dank der Rettung in letzter Sekunde mit viel Glück überlebt und hatte immer noch leicht unter Schock gestanden, als ihr Luciana abgehakt und wegen der schlechten Telefonverbindung in mehreren Anläufen vom angeblichen Tod ihres Vaters erzählt hatte. So war sie dann – noch völlig erschöpft und ohne Erlaubnis der behandelnden Ärzte – unverzüglich in die Pfalz zurückgekehrt.

Ihr Vater war zwar nicht tot, aber er lag in der Ludwigshafener Uniklinik und kämpfte um sein Leben. Als Schichtführer im Kombiverkehrsterminal bei „PalPha“, dem großen Chemiekonzern in Ludwigsha-

fen, hatte er versucht, einen Kran zu reparieren, als sich ein Starkstromkabel gelöst, ihn erfasst und ihm dabei einen lebensgefährlichen Stromschlag versetzt hatte. Wie durch ein Wunder hatte er diesen schlimmen Unfall überlebt, doch seine Organe waren so geschädigt worden, dass er nach mehr als einem Jahr im künstlichen Koma am 1. Weihnachtstag 2013 gegen 16 Uhr gestorben war.

Emma hatte nahezu jeden Tag an seinem Bett gesessen, ihm sanft die durch den Stromschlag verbrannte Hand gestreichelt und gehofft, dass er wenigstens noch einmal die Augen öffnen würde. Doch Knut Hansen zeigte keine Reaktion. Aber das Allerschlimmste war, dass der Mann, der auf der Intensivstation lag und nur noch von Maschinen am Leben gehalten wurde, so gar nichts mehr mit dem Mann gemein hatte, der bisher ihr Vater gewesen war.

Knut Hansen, ein moderner Wikinger mit tiefer Stimme, breiten Schultern und dichtem, rötlich-blondem Haar, war stets ein Lebemann gewesen, der nichts ausgelassen und der sein Leben in vollen Zügen genossen hatte: lebendig, unaufhaltsam, stark. Der Mann, den Emma tagein, tagaus besucht hatte, war genau das Gegenteil gewesen: kraftlos, entwürdigt, dem Tode geweiht.

Sie musste schlucken, als sie die Treppen zum Studio emporstieg. Mit Bitterkeit, Trauer und Wut dachte sie an das vergangene Weihnachtsfest zurück, das sie so gerne bei ihrem Vater in der Klinik verbracht hätte. Doch wegen eines ignoranten Kollegen, der partout nicht mir ihr tauschen wollte, und eines Überfalls auf einen Geldtransporter zwischen Ludwigshafen und Frankenthal konnte sie weder am Heiligabend noch tags darauf ihren Vater besuchen.

So war es dann der Anruf der Stationschwester, der ihr die Endgültigkeit des Lebens ihres Vaters bewusst werden ließ. Ein persönlicher Abschied sieht anders aus, dachte sie und knallte die Tür ihres Spinds zu. Ob sich auch Luciana von ihrem Vater verabschiedet hatte, überlegte sie, während sie sich umzog. Die brasilianische Schönheit hatte sich seit diesem Telefonat nicht mehr bei ihr gemeldet und auch im Krankenhaus hatte sie sich nie blicken lassen, wie Emma von der leitenden Stationschwester erfahren hatte.

Sie überprüfte ein letztes Mal die Schnürsenkel ihrer Tanzschuhe, strich sich noch einmal ihre schwarzen, dreiviertellangen Leggings glatt und band sich ihre blonden Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen, ehe sie, 25 Minuten zu spät, das Studio betrat.

„Die Hüfte rausnehmen, den Körper gerade strecken und die Spannung ...“, hörte sie einen Mann sagen, der abrupt seine Ausführungen unterbrach, als Emma die Tür hinter sich zuzog und mit einem Kopfnicken grüßend auf die Formationstanztruppe, bestehend aus sechs Pärchen und ihrem etwas abseitsstehenden Tanzpartner Oliver, zuging und sich neben ihn gesellte. Der Tanzlehrer folgte ihr mit seinem Blick, während er immer noch eine dunkelhaarige und gut proportionierte Frau im Arm hielt.

„Hej, wo ist denn Amanda?“, flüsterte Emma Oliver zu, der gerade ansetzen wollte, ihr zu antworten, als er unterbrochen wurde.

„Oh, guten Abend und schön, dass Sie es einrichten konnten.“

„Es tut ...“

„Was tut Ihnen leid? Dass Sie zu spät sind, ohne zu grüßen hier einfach reinkommen, mich während des

Trainings unterbrechen und ihren Tanzpartner wie einen begossenen Pudel alleine rumstehen lassen?“

„Also erstens bin ich kein Pudel und fühle mich auch nicht wie einer, nur weil ich ein paar Minuten ohne Partnerin tanzen musste. Und zweitens ist Emma beruflich sehr eingespannt“, erwiderte Oliver Becker, der Emma einen aufmunternden Blick zuwarf.

„Lass gut sein, Olli, aber danke. Ich brauche mich nicht ...“

„Wir haben alle einen stressigen Job“, schnitt der Tanzlehrer ihr das Wort ab. „Und auch beim Tanzen zählt Disziplin, Disziplin und noch mal Disziplin, und wer das nicht schafft, der sollte vielleicht lieber Hallenhalma spielen. So, und jetzt wärmen Sie sich auf, am besten mit zehn Liegestützen extra, und versuchen dann, wenn Ihnen das genehm ist, mit uns mitzuhalten und die Musik zu fühlen.“

Auch wenn Emma innerlich kochte und ihm am liebsten ins Gesicht gesprungen wäre – so sehr ärgerte sie sich über diesen ungerechtfertigten Einfall dieses selbstverliebten Schnösel –, sie musste sich insgeheim eingestehen, dass der neue Tanzlehrer, der Matthias hieß, wie sie von Oliver erfahren hatte, sie mehr als nur als Tänzer faszinierte. Es waren dieser selbstsichere, nahezu unverwundbare Ausdruck und diese besondere Form seiner Männlichkeit, gepaart mit einer hundertprozentigen Körperbeherrschung, die sie in seinen Bann zogen. Und auch wenn sie wusste, dass sie Matthias von ihren weiblichen Reizen niemals würde überzeugen können, so würde sie ihn gewiss nicht von der Bettkante stoßen, würde sich diese Chance einmal ergeben. Und, wer weiß, am Ende musste man sich seiner eben nur annehmen, dachte sie und sie musste auf einmal verstohlen grinsen.

Sie wunderte sich selbst, wie schnell sie die deprimierenden Gedanken an den Tod ihres Vaters überwunden hatte.

Und wenn es auch nur für diese Tanzstunde gewesen war.

Montag, 27. Januar 2014

Pfälzer Nachrichten

Mutter-Kind-Heim in Burrweiler feierlich eröffnet

Demenzkranke Patienten und Mütter mit Kindern werden therapiert / Umbau kostet rund 1,2 Millionen Euro

Burrweiler. In einem großen Festakt hat Landrat Lutz Weiland am Samstagvormittag die St.-Anna-Klinik, das erste Mutter-Kind-Heim der Pfalz, in Burrweiler an der Südlichen Weinstraße feierlich eröffnet. Insgesamt gut 500 Gäste, Besucher, Mitarbeiter sowie Patienten und deren Angehörige erlebten einen bunten Tag der offenen Tür mit Tombola, Klinikbesichtigung und verschiedenen Vorträgen und Aktionen wie beispielsweise einem anziehbaren Körperanzug, der die Beweglichkeit eines 80-jährigen Demenzpatienten simulieren soll. Der Umbau des nördlichen Traktes des ehemaligen Kurfürstlichen Altenheims (wir berichteten; Anm. d. Red.) kostete rund 1,2 Millionen Euro und dauerte gut ein Jahr. „Das Land Rheinland-Pfalz setzt verstärkt auf eine Einbindung aller Generatio-

nen, gerade wenn es darum geht, in Würde zu altern. Mit dem symbolischen Spatenstich für den Umbau ist jetzt ein Ort entstanden, an dem sich Mütter mit ihren Neugeborenen genauso wie an Demenz erkrankte Menschen wie zu Hause fühlen“, so Landrat Lutz Weiland.

Beide Behandlungsschwerpunkte der Klinik ergänzen sich gut: „Studien haben ergeben, dass sich gerade ältere, an Alzheimer erkrankte Menschen besonders gut erinnern oder wieder aktiver am Leben teilhaben können, wenn sie mit Babys und Kleinkindern zusammen sind. Beide Gruppen, Kinder wie Erkrankte, lernen voneinander, oft spielerisch, leicht und auf Augenhöhe“, erklärte die ärztliche Direktorin und Geschäftsführerin der St.-Anna-Klinik, Dr. Hannah Weiden.

Aktuell werden gerade 24 Mütter mit ihren Kindern für eine Dauer von vier Wochen bis zu drei Monaten behandelt. Hinzu kommen 45 Patienten, die an Demenz und anderen Gehirnerkrankungen leiden. Weitere 20 Betroffene stehen schon auf der Warteliste, weshalb sich der Kreis sowie das Land darauf verständigt haben, dem Umbau einen Neubau anzuschließen. „Das Grundstück dafür wurde uns bereits zugesichert, wofür ich Pater Clemens Bauer herzlich danken möchte“, sagte der Landrat, der ankündigte, dass bereits nach den letzten Frosttagen mit den Bauarbeiten begonnen werden soll. „Unterstützt werden wir dabei von Alois Straubenhardt, der uns den Großteil seines Weinbergs schenkt. Am kommenden Dienstag werden wir dazu die letzten notariellen Hürden

nehmen“, so Bauer, der als Seelsorger die Klinik begleitet. „Jetzt haben wir mit der psychosomatischen Klinik in Gleisweiler und der St.-Anna-Klinik in Burrweiler gleich zwei moderne und fachlich über die Landesgrenzen hinaus anerkannte Institutionen. Damit unterstreicht unser Landkreis seinen Anspruch, der perfekte Ort für Erholung und Gesundung zu sein, und das in allen Lebenslagen“, unterstrich der Landrat, der sich noch einmal bei allen Förderern und Unterstützern dieses Projekts bedankte. Vor allem Pater Bauer und drei örtliche Winzer, einer davon Alois Straubenhardt, hatten vor über einem Jahr den Grundstein zur neuen Therapiestätte für demenzkranke Menschen sowie Mütter mit postnataler Depression und ihren Kindern im Landkreis Südliche Weinstraße gelegt.

Als die Person den Artikel fertiggelesen hatte, blieb ihr Blick am großen Foto haften, das von der Überschrift und dem Textlauf eingerahmt wurde.

Es war der besondere Ausschnitt des Fotos, den ihre Augen fokussierten.

Der sich in ihre Seele brannte.

Den sie nie mehr vergessen würde.

Mit einem Lächeln faltete sie die Zeitung zusammen und legte sie auf den Altpapierstapel.

Endlich war die Zeit gekommen, das Schicksal in die richtige Bahn zu lenken.

Der Winter hatte Burrweiler an diesem Morgen fest im Griff. Schon seit Tagen hatte die eisige Kälte aus dem Osten ihr glitzerndes Gewand über der gesamten Region ausgebreitet. Während die Dächer und Giebel der Häuser aussahen, als wären sie unter der Eisschicht geschrumpft, wirkten die abgemähten Felder und knorrigen Rebstöcke wie erstarrt, nicht in der Lage, gegen die eisige Kälte ankommen zu können.

Der verträumte Ort, an der alten Weinstraße gelegen, der sonst mit seinen romantischen Innenhöfen, den ausgezeichneten Weingütern sowie als idealer Ausgangspunkt für Wanderungen durch den Pfälzer Wald von den Touristen vom Frühjahr bis spät in den Herbst hinein stark frequentiert wurde, wirkte wie ausgestorben. Ab und zu fuhr ein Auto die Kirchstraße oder die Weinstraße Richtung Gleisweiler entlang. Hier und da trauten sich einige Schulkinder auf die Straße, die schnell zur Bushaltestelle hasteten, um keine Sekunde länger als unbedingt nötig die Kälte ertragen zu müssen.

Selbst von den Feierlichkeiten des renovierten und am Samstag eröffneten Umbaus der St.-Anna-Klinik war nichts mehr zu spüren. Nur ein paar vereiste Girlanden hingen noch an den Stromkabeln, die die Dorfstraßen überspannten. Vereinzelt standen noch Plakate an einigen Straßenlaternen und an den wenigen Straßenkreuzungen. Sie erinnerten an das Fest und den Tag der offenen Tür in der Klinik, die nicht nur viele Besucher und Angehörige der Patienten angelockt, sondern über die auch Funk und Fernsehen in den Nachrichten landesweit ausführlich berichtet hatten.

Doch keine 48 Stunden später war der Alltag längst ins Dorf zurückgekehrt. Es schien ein ganz normaler friedlicher Tag zu werden, so wie alle anderen 364 Tage im Jahr auch.

Das dachte auch Rosa Gadinger, als sie kurz nach 7 Uhr mit der Tageszeitung unterm Arm das Pfarrhaus neben der großen, im spätgotischen Stil erbauten Kirche betrat. Sie liebte es, früh in den Tag zu starten. Im Gegensatz zu Pater Clemens Bauer, der sich im Badezimmer im ersten Stock gerade rasierte und seiner Morgentoilette nachging, wie sie mit einem Lauschen ins Treppenhaus vernahm, war sie bereits jeden Tag gegen 5.30 Uhr auf den Beinen. Wenn es mal später wurde, dann blieb sie bis um 6 Uhr liegen, aber spätestens nach den Morgennachrichten auf SWR4 stieg sie aus dem Bett. Während sich ihr Mann noch einmal für einige Minuten umdrehte – er war ein ausgewiesener Morgenmuffel und meistens schlecht gelaunt, wenn sie ihn vor seiner zweiten Tasse Kaffee ansprach –, ging sie in die Küche, setzte eine große Kanne Kaffee auf, schob drei Aufbackbrötchen für ihren Mann in den Backofen, nahm sich eine Scheibe Vollkornbrot aus dem Brotkasten, holte die Butter aus dem Kühlschrank und ging dann wieder hoch ins Badezimmer, um sich frisch zu machen. Auf ihrem Weg zurück in die Küche ging sie zur Haustür, um dort die im Briefschlitz steckende Zeitung mitzunehmen und in Ruhe bei ihrer ersten Tasse Kaffee am gebeizten Esstisch darin zu blättern.

So war es ebenfalls an diesem Morgen gewesen, auch wenn sie heute wegen dieses alltäglichen Rituals fast zu spät das Haus verlassen hätte.

Der große Artikel auf Seite neun war es, der ihre volle Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Immer

und immer wieder musste sie den Bericht zur Neueröffnung des renovierten Altenheims lesen, in dem nun auch eine Abteilung für Mütter mit Neugeborenen und Kleinkindern eröffnet worden war. Eine bessere Erholung für ausgebrannte Mütter konnte man sich hier, in der deutschen Toskana zwischen dem Pfälzer Hügelland und der sonnengeküssten Rheinebene, auch wahrlich nicht vorstellen.

Doch es waren nicht nur die ausführlichen Erklärungen zur neuen St.-Anna-Klinik, die Dankesworte des Landrats oder die Beschreibungen der Therapien, die sie faszinierten. Es war das große Aufmacherbild, das Rosa Gadinger magisch anzog, das sich in ihre Pupillen einbrannte und das sie nie wieder loslassen würde.

Sie hatte die grinsenden Gesichter aller wichtigen Personen, die sich für die feierliche Wiederbeziehungsweise Neueröffnung verantwortlich zeigten, auch dann noch in ihrem Kopf, als sie gedankenverloren ein „Guten Morgen, Pater“ ins Treppenhaus hinaufrief, in die Resopalküche aus den 60er-Jahren ging, Wasser für den grünen Tee des Paters aufsetzte und anschließend im kleinen Pfarrbüro nebenan ihren Computer hochfuhr.

Sie nahm gerade einen Ordner aus dem Aktenschrank, der hinter ihrem Schreibtisch stand, als die Tür des Büros aufgerissen wurde. Es war gerade erst 7.45 Uhr, wie sie der Uhr am rechten unteren Ende der Menüleiste auf dem Flachbildschirm ihres Computers entnehmen konnte.

„Wo ist er?“, schnaubte Alois Straubenhardt. Der Kopf des 1,70 Meter kleinen Mannes war rot angelaufen, die Vene an seiner Schläfe pochte merklich und seine Mundwinkel wiesen bereits erste Speichelfäden

auf. Er fuchtelte wild mit der Zeitung herum, die er in seiner rechten Hand hielt. „Guten Morgen, Alois. Pater Bauer ist sicherlich noch ...“ Doch so weit kam Rosa Gadinger nicht, denn der Winzer hatte längst auf dem Absatz kehrtgemacht und sie hörte, wie er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Holzterappe in den ersten Stock und damit in die Gemächer des Pfarrers hinauf-lief.

„Hallo Alois ...“, hörte sie, wie der Pater den frühen Gast willkommen hieß, um im nächsten Augenblick von einem wilden Verbalangriff überrascht zu werden.

„Was fällt dir ein? Wie kannst du dich nur so aufspielen und über mein Grundstück und vor allem über meinen Kopf hinweg entscheiden?“, kläffte Straubenhardt und beschallte damit das gesamte Treppenhaus.

Gut erzogen, wie sie nun einmal war, und weil sie noch dringend etwas zu erledigen hatte, stand Rosa Gadinger auf und schloss vorsichtig die Tür. Was er nun schon wieder hatte, dieser alte Schreihals, überlegte sie und kehrte zu ihrem Schreibtisch zurück. Der Arme konnte einem wirklich leidtun, dachte sie und mit einem Seufzer widmete sie sich wieder den Akten für die Buchhaltung, während sie Straubenhardt durch die geschlossene Bürotür weiter auf den Pater einreden hörte.

„Du hast mich vor dem gesamten Ort blamiert, vor dem Landrat und meinen Kunden. Was fällt dir eigentlich ein?“ Straubenhardt hatte mittlerweile die Zeitung mit dem Lokalteil für die Südliche Weinstraße aufgeschlagen und streckte dem Pfarrer den Artikel entgegen. „Hier, es steht alles schwarz auf weiß da!“

„Jetzt beruhig dich doch erst mal ...“

„Wieso sollte ich, du hast mir alles ruiniert! Schon wieder ...“

„Weil es das Beste ist.“ Clemens Bauer war mittlerweile aus dem Flur, wo er vor wenigen Augenblicken Alois Straubenhardt in die Arme gelaufen war, in sein Ankleidezimmer getreten. Er ging zum schweren Kleiderschrank aus Kirschholz, der am anderen Ende des Raumes stand, nahm die Soutane heraus und hängte sie von außen an die Schranktür. Bevor er sie überzog, nahm er seine anthrazitgraue Strickjacke vom Bügel und streifte sie sich über sein von Rosa Gadinger frisch gestärktes und gebügelttes Oberhemd.

„Das Beste? Das *Beste*?“ Straubenhardt schrie regelrecht. „Dass ich nicht lache! Du machst das sofort wieder rückgängig, hörst du ...“

„Mein lieber Alois. Vertrau mir doch einfach. Du wirst mit keinem deiner Weine auch nur annähernd so viel Anerkennung bekommen, wie du sie mit dieser überaus großzügigen Geste erhältst.“

„Ich soll dir mein Grundstück auch noch schenken? Das war so nie abgemacht.“

„Manchmal ändern sich eben die Dinge, aber Gott wird dich dafür reichlich belohnen. So wie er alle guten Schäfchen reichlich belohnt.“ Der Pater steckte sich seinen Stehkragen zurecht und betrachtete sich ausgiebiger als sonst im großen Spiegel, der in der Innenseite der anderen Schranktür angebracht war.

„Bleib mir bloß weg mit deinem Gott. Ich glaube eher, du spielst den lieben Gott und willst großzügige Geschenke verteilen, und zwar an dich selbst. Damit du gut dastehst, nach allem, was du dir hast zuschulden kommen lassen“, sagte Alois Straubenhardt, der laut trampelnd die Treppe hinunterlief. Unten angekommen drehte er sich noch einmal um und blickte erst zornerfüllt, dann aber mit einem kaum merklichen, aber doch vielsagenden Lächeln nach oben, dem

Pater, der mittlerweile an die Treppe getreten war, tief in die Augen. Beide Männer fokussierten sich für den Bruchteil einer Sekunde, wie in einem Duell, abwartend, wer den ersten Fehler machte, ehe Straubenhardt weiter durch den Flur in Richtung Haustür marschierte, sich noch einmal umdrehte und dem Pater zurief: „Du wirst noch sehen, wozu ich in der Lage bin.“

„Alois, hüte deine Zunge. Du wirst gar nichts unternehmen, sonst ...“

Aber die Tür war bereits mit einem lauten Knall ins Schloss gefallen.

Im Nachbarzimmer klapperte jemand mit Geschirr, vor der Tür schob eine Schwester den Tablettwagen vorbei und auf dem Innenhof hinter ihrem Fenster kehrte ein Mitarbeiter des Hausdienstes die letzten Überreste der Feierlichkeiten vom Wochenende zusammen.

Gefangen in der Tristesse des Lebens und der Langeweile völlig ausgeliefert, saß Ruth Martin in ihrem roten Ohrensessel und starrte das Fernsehgerät an.

Auch wenn sie weder genau wusste, wo sie sich gerade befand noch wer sie war, so wusste sie doch, dass irgendetwas ganz Merkwürdiges vor sich ging. Sie fühlte sich mehr und mehr beobachtet. Vorsichtig schaute sie sich nach rechts um. Aber da, wo vor wenigen Minuten noch Marlene Dietrich mit ihr und Bette Davis Kaffee getrunken hatten, standen jetzt nur ihr Bett und im Hintergrund der aus Eichenholz gefertigte Kleiderschrank.

Komisch, ich könnte schwören, dass jemand anderes mich die ganze Zeit angestarrt hat, dachte sie und versuchte angestrengt, sich daran zu erinnern. Aufgeregt schaute sie sich immer wieder im gesamten Raum um, der in hellem Gelb gestrichen war. Neben ihrem Schreibtisch schlossen sich direkt der Nachttisch und das Bett ihrer Mitbewohnerin Elisabeth an. Eigentlich konnte sie Elisabeth gut leiden, wenn diese nicht so ein bisschen verrückt im Kopf wäre und andauernd etwas von Außerirdischen und der Kaiserin Sissi faseln würde. Dabei wusste doch jeder, dass es die Kaiserin Sissi gar nicht gegeben hatte und die Außerirdischen

DU HAST **GESÜNDIGT.** DU KAMST DAMIT DURCH. JETZT WIRST DU DAFÜR **STERBEN.**

NIEMEYERKRIMI

Emma Hansens zweiter Fall

Ein ungewöhnlicher Todesfall führt Emma Hansen in das kleine Dorf Burrweiler in der Pfalz: Der Winzer Alois Straubenhardt wird tot in seinem Weinberg gefunden – vom eigenen Traktor überfahren. Ein tragischer Unfall?

Als ein weiterer Dorfbewohner auf mysteriöse Weise ums Leben kommt, gerät die Hauptkommissarin immer stärker unter Druck, die Vorfälle aufzulösen. Zu spät erkennt sie, dass eine lange verdrängte Schuld endlich gesühnt werden will ...



**„Ein bedrückender und
beeindruckender Roman, der
unter die Haut geht“**

SR 3

www.niemeyer-buch.de